

ERIC BERG
ROTE
SONNE

Mord auf Fuerteventura

ERIC BERG
ROTE
SONNE

Mord auf Fuerteventura

Kriminalroman

LIMES

Der Verlag behält sich die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage 2026

Copyright © 2026 by Limes

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Redaktion: Angela Troni

Umschlaggestaltung und -motiv: GettyImages/

Roberto Moiola/Sysaworld, www.buerosued.de

Copyright Karte auf der Umschlaginnenseite: © www.buerosued.de

KW • Herstellung: KH

Satz: satz-bau Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8090-2768-3

www.limes-verlag.de

1

Sie brach keine drei Meter von mir entfernt zusammen, inmitten der Party: eine Frau in den Fünfzigern, der es gelang, wie eine Frau in den Vierzigern auszusehen. Schweizerin, ihrem Dialekt nach. Kanarische Winterresidentin, ihrem Teint nach. Sie hatte langes, glattes brünettes Haar, das auf dem Boden kranzförmig um ihren Kopf lag wie eine Aura aus Bronze. Dieselben Augen, die mir eine Viertelstunde zuvor noch im Vorbeigehen leicht frivol zugezwinkert hatten, starrten mich nun entsetzt an, als ich mit der Wiederbelebung begann. Herzdruckmassage und Mund-zu-Mund-Beatmung im Wechsel. Ich merkte gleich, dass etwas nicht stimmte, dass es kein normaler Herzinfarkt war. Sie war voll da. Zwar konnte sie weder sprechen noch atmen und sich auch nicht bewegen, aber sie war sich in jeder Sekunde bewusst, was passierte.

Ihre Augen suchten Hilfe in meinen: Was geschieht mit mir?
Und: Retten Sie mich!

Es dauerte vier Minuten. Zumindest sagte man mir hinterher, es seien bloß vier Minuten gewesen, obwohl es mir wie eine halbe Stunde vorgekommen war. Die Frau starb unter meinen Händen. Nichts von dem, was ich tat, änderte etwas daran. So als wäre ihr Schicksal festgeschrieben, seit sie zusammengebrochen war – vielleicht schon, seit sie den Festsaal betreten hatte, vielleicht auch früher. Als die Hotelärztin eintraf, konnte sie nur noch den Tod feststellen. Und ich war eine Minute lang so niedergeschlagen, dass ich mich neben die unbekannte Frau hätte legen können.

Stattdessen hielt ich meinen Mund dicht an das Ohr der Ärztin und flüsterte: »Besser, Sie verständigen sofort die Polizei.«

2

Die Party war gesprengt, bevor sie sich den Namen hatte verdienen können. Schade war es nicht drum. Meine Chefin Doña Esmeralda Reyes Beltrán de la Cuesta, Eigentümerin einer der größten Hotelketten auf den Kanaren, hatte einige Dutzend gichtige, arthritische Millionäre eingeladen, um das fünfundzwanzigjährige Bestehen des Siete Cielos Fuerteventura zu feiern. Dafür war ich als Sicherheitschef des Unternehmens zusammen mit meinem Team eigens für ein paar Tage von Gran Canaria herübergekommen. Die Vorfreude auf das Ereignis machte aus dem alten Mädchen wieder ein junges. Zumindest für ihre Verhältnisse schlug die Doña mächtig über die Stränge, als sie einen fast in Vergessenheit geratenen spanischen Popschnulzensänger für die Feier engagierte, der sich nun völlig umsonst auf seinem Hotelzimmer zudröhnte, da sein Auftritt nie stattfinden würde. Auch die Künstler des Vorprogramms, ein Streichquartett mit Klavier, hatten es gerade mal geschafft, die Saiten mit ein paar Takten Bossa nova aufzuwärmen.

Alles war verstummt, sogar das Gemurmel. Die Leute standen in einem großen Halbkreis um die Tote herum. Das war nicht deren Schuld. Sie wären bestimmt lieber in die Bar, auf ihre Zimmer oder hinaus in die Gärten gegangen – wer trinkt schon gerne Champagner neben einer Leiche? Aber meine Leute von der Security hatten sie auf meine Anweisung hin aufgefordert, den Saal nicht zu verlassen. Als einer der Gäste ein Foto machen wollte, schnappte ich ihm das Handy aus der Hand und sagte ihm, er bekomme es später wieder. Er war so baff,

dass sein Protest lediglich darin bestand, empört die Backen aufzublasen.

Ich öffnete eine der Türen zur Terrasse, trat hinaus und atmete tief durch. Es war kurz nach acht und schon fast Nacht, dennoch konnte von Dunkelheit keine Rede sein. Nicht im luxuriösesten Hotel der Insel mit seiner weitläufigen Park- und Poollandschaft. Jede Palme, jedes Becken, jeder Weg, jede Blumenrabatte und jedes einzelne Loch auf dem Golfplatz war beleuchtet. Wo kein Licht brannte, war auch bei Sonnenschein nichts weiter zu sehen als sattgrüner Rasen.

Eher untypisch für die Stunde, hatte sich der den Tag beherrschende Passatwind nicht gelegt, sondern nur die Richtung leicht geändert. Eine Calima lag in der Luft, heiß und trocken wie die Sahara, die sich hinter dem Meer, weit hinter dem Horizont erstreckte. In zwölf Stunden, wenn wir aufwachten, würde sich der Wüstenstaub über den Himmel verteilt und ihn weichgezeichnet haben.

Die Frau auf dem Boden des FestsaaIs würde das farbenfrohe Spektakel, den karminroten Himmel bei Sonnenaufgang, die Hitze und die damit einhergehende Mattigkeit nicht mehr erleben.

»Sind Sie in Ordnung?«, fragte mich Doña Esmeralda.

Ich hatte sie nicht bemerkt, obwohl ich sonst jeden kommen höre und sehe. Typisch Bodyguard, selbst am Hinterkopf Sensoren zu haben.

»Ich bin der Sicherheitschef, ich bin immer in Ordnung. Was ist mit Ihnen?«, fragte ich sie, die sichtlich erschüttert die linke Hand auf die Jadeperlen um ihren Hals presste. Die rechte lag auf ihrem Bauch, als wolle sie ihn beruhigen.

»Flaco, das ist ... furchtbar, einfach nur furchtbar«, brachte sie mühsam hervor. Sie sah aus, als wollte sie in den Arm genommen werden, und da ihre Schultern nur bis knapp über meinen Ellenbogen reichten, wäre ein solcher Trost unauffällig zu leisten

gewesen. Es hätte mir nur die schnellste Gehaltskürzung aller Zeiten eingebracht. Es gab wenig, was Doña Esmeralda mehr hasste als gutgemeinte Gesten von Angestellten.

»Kannten Sie sie näher?«, fragte ich Doña Esmeralda.

»Ihre Mutter kannte ich gut, sie ist vor zwei Jahren gestorben. Wir waren Schulfreundinnen im Internat in Salamanca, ziemlich enge sogar. Ich wurde später Taufpatin ihrer Tochter.«

Ihr Finger streckte sich kurz und deutete auf die Frau, die seit einer halben Stunde tot war.

»Sie war Ihre Patentochter, du lieber Himmel! Mein Beileid, Doña. Darauf wäre ich nie im Leben gekommen. Der Schweizer Akzent ...«

»Ja, ihr Vater ist Schweizer, die Familie hat in Zürich gelebt, und Constanza hat ebenfalls einen Schweizer geheiratet. Constanza Federl, so heißt ... äh, hieß sie. Eigentlich weiß ich kaum etwas über sie.«

Sie wandte sich ab. Ich kannte das bereits. Mit ihren Gefühlen verhielt es sich wie mit ihren Kontoauszügen, sie zeigte sie nur ungerne. Vielleicht mischten sich Selbstvorwürfe in ihre Trauer, ich wusste es nicht.

»Die Gäste werden langsam unruhig«, bemerkte sie. »Sie dürfen den Saal nicht verlassen, und zu allem Übel haben Sie ihnen auch noch die Gläser abnehmen lassen, Flaco. Das kommt nicht gut an.«

»Nichts kommt gut an mit einer Leiche mitten im Raum. Hatten Sie denn keinen Kontakt zu ihr?«

»Zuletzt bin ich Constanza bei der Beerdigung ihrer Mutter begegnet, das war vor zwei Jahren. Und davor habe ich sie bestimmt zehn Jahre nicht gesehen. Jetzt schauen Sie nicht so ungläubig, Flaco. Patenschaften sind in meinen Kreisen wie Mitgliedschaften in Golfclubs, sie dienen lediglich dem Aufbau und Erhalt von Geschäftsbeziehungen oder Traditionen.«

»Na schön, aber heute Abend ist Ihre Patentochter zu der Feier gekommen. Sie haben sie also eingeladen?«

»Ja. Und nein. Sie hat mich angesprochen, müssen Sie wissen. Vorgestern rief sie mich an, und nach ein paar Freundlichkeiten fragte sie, ob sie zur Jubiläumsfeier kommen und eine Begleitung mitbringen dürfe. Ich war natürlich entzückt.«

»Hat sie gesagt, welche Begleitung?«

»Nein. Ich habe ihren Namen plus einen unbekanntem Gast auf die Liste setzen lassen.«

»Ist Ihre Patentochter extra dafür aus der Schweiz angereist?«

»Sie meinte, sie sei bereits seit einer Woche auf Fuerteventura.«

»Haben Sie heute Abend mit ihr gesprochen?«

»Nein, ich war zu beschäftigt. Ich wollte sie später begrüßen. Wir haben uns nur zugewinkt aus ... der Ferne.«

Doña Esmeralda bewegte die Hand, die noch immer mit der Perlenkette spielte, zittrig bis zur Stirn, wo sie unruhig liegen blieb, und ich erkannte, dass es vorerst genug war mit den Fragen.

»Brauchen Sie einen Drink? Ich könnte den Barmann bitten, eine neue Flasche von was auch immer zu öffnen.«

»Eine neue Flasche?«

Sie sah mich irritiert an, doch das Nachdenken kostete sie zu viel Kraft, die sie nicht hatte, daher winkte sie einfach nur ab, ohne genauer nachzufragen, was ich damit gemeint hatte. Ich ging zurück in den Saal, sie blieb noch draußen.

Constanza Federl – wie sie so dalag in ihrem engen saphirgrünen Kleid, in das nichts anderes als ihr schlanker Körper hineinpasste, die Arme tragisch ausgebreitet, den Blick starr zur Decke gerichtet, konnte man glauben, sie würde jeden Moment aufstehen. So als handelte es sich um die gelungene Generalprobe für ein Theaterstück, in dem sie mitspielte. Noch immer wurde sie von der Ärztin und einem meiner Mitarbeiter bewacht. Das zerbrochene Champagnerglas lag gleich neben ihrem Leichnam, und je länger ich es anstarrte, umso mehr juckte es mich als ehemaligen Polizisten in den Fingern, mit der Ermittlungsarbeit zu beginnen.

Wer war ihre Begleitung? Ich wandte mich an die Empfangschefin, die die Gäste begrüßt hatte. Sie wusste nur noch, dass Señora Federl mit einem Mann gekommen war.

Prima, davon gab es ja bloß dreißig im Saal.

Daher betrieb ich Gesichterstudien. Als Inspektor der *Policía Nacional* hatte ich gelernt, die wirklich schweren Jungs von denen mit dicker Hose zu unterscheiden, und seit meiner Zeit als Türsteher und Bodyguard las ich Mimik und Gestik wie andere Fahrpläne. Von jemandem, der sich Sicherheitschef der *Siete-Cielos*-Hotels nennt, sollte man annehmen, dass er die gewöhnliche Betroffenheit von Menschen, die zufällig einem dramatischen Ereignis beiwohnen, von der speziellen Betroffenheit von Angehörigen und Freunden des Opfers zu unterscheiden vermag.

So ist es auch. Ehrlich, ich kann das. Dummerweise befand sich unter den Gästen niemand mit einer speziellen Betroffenheit, kein Freund, kein Liebhaber, kein Verwandter.

Gemächlich schritt ich durch die Menschenmenge im Saal. Die meisten Gesichter kannte ich von irgendwoher, aus dem Hotel, dem Fernsehen, den einschlägigen Klatschblättern. Nicht dass ich Letztere amüsant fände, aber der Leiter für die Sicherheit eines Luxushotels muss halbwegs auf dem Laufenden sein, was die Skandale der geschätzten Gäste angeht, vor allem im Hinblick auf Orgien, verwüstete Hotelzimmer und ausartende Ehestreitigkeiten. Ein präventiver Besuch des Sicherheitschefs, verbunden mit einem honigsüßen Lächeln und funkelnden Augen, bewirkt oft Wunder. Erst recht, wenn man ganz nebenbei die Fingerknöchel knacken lässt.

Ich suchte nach jemandem, der sich irgendwie von der gediegenen Ausstrahlung der anderen Gäste abhob. Da war zunächst der Schnulzensänger mit Midlife-Crisis und dem Haarschnitt eines Fünfzehnjährigen. Er war erst vor einer Minute zu den Anwesenden gestoßen. Ich hatte zwar die Order ausgegeben, niemanden

hinauszulassen, jedoch nicht ausdrücklich betont, keinen hereinzulassen. Der Stargast schien zu bedauern, dass sein Auftritt ausfiel, aber noch schlimmer war für ihn, dass man ihm ein Glas Champagner verweigerte. Dann war da noch dieses ältere Ehepaar – er deutlich betagter als sie –, das sich nicht an den ungeschriebenen Dresscode gehalten hatte und statt Abendgarderobe einen grauen Straßenanzug mit schief sitzender Krawatte trug, und zwar er wie sie. Ja, auch sie, eine Damenkrawatte. Mich persönlich störte das überhaupt nicht. Aber auch ohne dieses Detail wirkten die beiden seltsam deplatziert und unsicher, so als wären sie auf der falschen Beerdigung gelandet.

Ein blöder Vergleich in diesem Zusammenhang ... Wie auch immer, der Mann kam mir vage bekannt vor.

Schließlich war da noch diese Gruppe, die sich vom Rest der versammelten Gäste unterschied. Es handelte sich um drei Frauen und zwei Männer, allesamt Afrikaner und offensichtlich staatstragend. Der Anführer war um die sechzig mit dem eindrucksvollen Körper einer Rettungsboje, der in einer Militäruniform steckte, die wiederum in einem Kokon aus bunten, funkelnden Orden steckte. Gut ein paar Dutzend scheppernde Metallteile, dazu eine seidene Schärpe in Königsblau. Angesichts des Lamettas und des wichtigen Gesichts, das der Typ machte, konnte es sich meiner Meinung nach nur um einen unwichtigen Menschen handeln, der sich wichtig nahm.

Der andere Mann war noch keine dreißig, etwa meine Größe, also einen Meter dreiundachtzig, dünn, piekfeiner Smoking. Entweder war er der Sohn oder der Aktentaschenschlepper des Beileibten. Er hielt bewusst Abstand zu den drei jungen Frauen, von denen eine schöner war als die andere.

Zu guter Letzt wurde ich fündig: ein Mann mittleren Alters ohne Begleitung, der ein wenig abseits stand, die Hände in den Hosentaschen vergraben und so unschuldig dreinblickend wie ein Napfkuchen. Als ich mich ihm näherte, verzog er keine

Miene, sah mich erst kurz an, sah dann über mich hinweg, sah mich wieder an und nickte kaum merklich. Jemand, der sich bemühte, ganz normal zu wirken. Wodurch er sich jedoch verriet, weil niemand in einer solchen Situation normal aussah oder normal aussehen wollte. Überall um uns herum murmelten die Menschen: »grauenhaft«, »schrecklich«, »entsetzlich«, »schockierend«, »die arme Frau« ... Jedes einzelne dieser Wörter erinnerte mich an die Augen der Toten, die mich wach und flehend angestarrt hatten, während ich ihren Brustkorb massierte. Nur dieser Kerl drückte sich schweigend in einer Ecke herum, als wäre sie sein natürlicher Aufenthaltsort.

Ich baute mich vor ihm auf und tat so, als hätte ich den Überblick. Ebenfalls alte Polizistenkrankheit.

»Sie sind von einem Escortservice, stimmt's?«

»Was? Wie ... wie kommen Sie denn auf so etwas?«, stieß er quietschend hervor.

»Sie wirken auf mich wie eine Kreuzung aus Adonis und dem anderen, auch etwas mit A, ich komme gerade nicht drauf. Ein Smoking, schicke Schuhe, manikürte Fingernägel, und dann tragen Sie ein Parfüm aus dem Drogeriemarkt. Und einen zerknautschten Gürtel statt Hosenträgern. Dazu dieser teilnahmslose Blick, wie jemand, der auf den Bus wartet. Sie hat Sie gebucht?«

»Ich bin ein Freund.«

Ich schüttelte den Kopf. »Nichts für ungut, Kumpel, aber dafür bist du zu jung.«

»Also gut, ja. Aber ich bin nur der Ersatzmann. Sie hatte ursprünglich einen anderen, einen Älteren, aber der ist unverhofft ausgefallen. Starke Kopfschmerzen.«

»Das waren noch Zeiten, als die Männer auf Partys gingen und die Frauen mit Migräne zu Hause blieben. Heute ist es umgekehrt, wie?«

Ich sah ihm in die Augen und bemerkte darin etwas, das ich zunächst übersehen hatte: eine gewisse Abgebrühtheit. Schwer

zu erklären. Er spielte mir etwas vor, da war ich mir so gut wie sicher.

»Du bist ganz amüsant, *privado*, aber wenn ich gleich die In-entasche deines Smokings durchsuche, finde ich dort eine Lizenz als Privatdetektiv, richtig? Die musst du laut Gesetz bei dir tragen, und das weißt du. Der halbe Saal sieht uns zu, und in einer Minute wird es sich herumgesprochen haben, wer und was du bist. Andererseits, wenn du offen mit mir redest ...«

Sein Blick glitt über meine Schulter hinweg zu der Gruppe mit den Uniformen, Schärpen, Orden. »Okay. Sie haben Recht, ich bin ein *privado*. Ich verstehe bloß nicht, wie Sie ...«

»Name?«

»López. Héctor López.«

»Und jetzt der echte.«

»Nein, wirklich, so heiße ich. Und ich habe nichts mit dem zu tun, was hier passiert ist.«

»Was ist denn deiner Meinung nach passiert?«

»Ich bin ja nicht blöd.«

»Wenn du meinst.«

»Das war kein natürlicher Tod.«

»Was hat sie getrunken?«

»Keine Ahnung. Sie ist losgezogen, um ein paar Leuten Hallo zu sagen, und als sie zurückkam, hatte sie das Champagnerglas in der Hand. Aus dem hat sie dann getrunken.«

Am Empfang tat sich etwas. Eine Streife der Lokalpolizei traf ein.

»Ist notiert«, sagte ich. »Die Polizei wird herausfinden, wer du bist, Héctor, also lass denen gegenüber deine Spielchen und sei ehrlich. Wenn die Beamten hier fertig sind, will ich dich sprechen. Und falls du abhaust, finde ich dich, falscher Name hin oder her.«

3

Eine weitere Viertelstunde später traf endlich die *Policía Nacional* ein, und zwar in Gestalt von Carlos. Die für Kapitaldelikte zuständige Nationalpolizei unterhielt auf den Kanarischen Inseln Dependancen auf Gran Canaria und Teneriffa, und für diesen Fall hatten sie ausgerechnet ihn aus Las Palmas abkommandiert.

Mein alter Kumpel von der Polizeiakademie und ich waren erst drei Monate zuvor in einen Mordfall verwickelt worden, er als Polizist, ich als Verdächtiger. Ich war am Strand vor unserem *Siete-Cielos*-Hotel in Gran Canaria über eine Leiche gestolpert und wenig später beinahe über den ganzen Fall. Carlos war der Einzige aus meiner ehemaligen Einheit, der mir nach meiner Kündigung vor drei Jahren noch wohlgesonnen war. Die anderen hätten mir lieber zwei Beine gestellt statt nur eines.

Er hatte sein Aussehen seither verändert, wohl unter dem Einfluss seiner Verlobten Amaranta, von der ich vor zehn Jahren auf der Polizeiakademie noch gehofft hatte, dass sie meine Verlobte wird. Sie hatte sich für Carlos entschieden, was ich irgendwann schweren Herzens akzeptiert hatte. Dieses Detail stand nicht gerade wie ein Klotz zwischen Carlos und mir, es umwölkte uns eher wie ein Aroma. Es war vorhanden und unvergessen, beeinträchtigte unsere Freundschaft jedoch nicht.

Er trug einen Dreißigtagebart, wie inzwischen fast jeder Spanier zwischen zwanzig und vierzig. Die Frauen gehen gar nicht

mehr mit dir aus, wenn du glatt rasiert bist – nur eine von vielen möglichen Erklärungen dafür, dass ich Single war. Sein Kraushaar war Stoppelhaar gewichen, das Grundschullehrer-Outfit einem sportlichen hellblauen Hemd unter einem eng geschnittenen schwarzen Anzug, die drögen Halbschuhe weißen Sneakers. Er sah aus, als könnte er umgehend an einer spanischen Version des *Bachelor* teilnehmen. Da kam ich in meiner klassischen Sicherheitschef-Kluft – braver dunkelblauer Anzug mit Hotelemblem auf dem Sakko, dazu Hemd und Krawatte – nicht hinterher.

Wir gaben uns die Hand.

»Gut, dass sie dich hergeschickt haben, Carlos. Ich dachte schon, dein Chef käme und würde mich sofort wegen Mordes verhaften. Das ist ja sein neues Hobby.«

»Peralta schiebt keine Abendschichten mehr, er ist zum Chefinspektor aufgestiegen. Hauptsächlich wegen des gelösten Mordfalls Garrocho. Eine Ironie, dass ausgerechnet dein Erzfeind von deiner Leistung profitiert.«

»Ich würde Peralta nicht als meinen Erzfeind bezeichnen. Er ist einfach nur der hinterhältigste, missgünstigste und arroganteste Scheißkerl, mit dem ich je zu tun hatte. Das soll aber nicht heißen, dass wir nicht doch noch Freunde werden können.«

Ich zwinkerte Carlos zu, und er klopfte mir kurz auf den Arm.

»Worum geht's hier?«, fragte er, und wir gingen gemeinsam zur Leiche. Das wäre mit Peralta oder einem anderen Inspektor der Mordkommission von Las Palmas nicht möglich gewesen. Die hätten mich einfach zur Seite geschoben und vergessen – bestenfalls.

Im Telegrammstil schilderte ich ihm, was geschehen war, und ergänzte das Wenige, was ich in der Zwischenzeit beobachtet und herausgefunden hatte. Erst als die Notärztin neben uns trat, unterbrach ich mich. Ihr Gesicht war blass und aufgedunsen wie ein Straußenei, was jedoch nichts mit der Leiche

zu tun haben konnte, sie hatte mit Sicherheit schon schlimmere gesehen. Vermutlich war sie noch nicht lange auf den Kanaren und stammte aus Galizien, wo Wolken, Nebel und reichhaltige Speisen zu Hause sind. Wie zwei matte, abgenutzte Murmeln lagen ihre Augen in tiefen Höhlen, und die kleinen zartrosa Hände mit den abgekauten Fingernägeln umklammerten eine leere, saubere Kaffeetasse. Sie hatte etwas von einem Teddybären, aber auch von einem erschöpften Wüstenskorpion, der bereit war, seinen Stachel in jeden Stein zu stoßen, der ihm in den Weg kam.

»Man will mir keinen Kaffee geben«, beschwerte sie sich prompt.

Alles klar, Doppelschicht, dachte ich. Das bedeutete schlechte Koffeinsucht plus schlechte Laune.

»Tut mir leid, ich habe das Personal angewiesen, keine Getränke mehr auszuschenken«, sagte ich.

»Wieso?«

Das Räderwerk ihrer seit fünfundzwanzig oder mehr Stunden nicht stillstehenden Gedanken drehte sich behäbig. Plötzlich sah sie mich an, wie ein sechzigjähriger Automechaniker eine junge blonde Fahrerin ansieht, die ihm was von Motoren erzählt.

»Ach, hören Sie, Mann, dafür kann es hundert Ursachen geben.«

»Ja, so wie für Fußpilz. Trotzdem würde ich jemanden mit Verdacht auf Fußpilz nicht zu zwanzig anderen Leuten in den Whirlpool steigen lassen. Ich weiß, wie ein Herzinfarkt aussieht, und das war keiner.«

»Gut möglich, dass es keiner war. Das wird die Obduktion zeigen.«

»Sie wird zeigen, dass es Atemlähmung war.«

»Möchten Sie die Frau vielleicht auch noch gleich selbst aufschneiden, nachdem Sie die Diagnose ja praktisch schon gestellt haben?«

Ich ging die paar Schritte zum Ausschank, schnappte mir eine

Kanne, füllte eine Tasse mit Kaffee und hielt sie der Notärztin vors Gesicht.

»Brauchen Sie noch Zucker oder Milch?«

Wir sahen uns über die Tasse hinweg an, nicht wirklich feindschaftlich, eher wie zwei, die alle beide unbedingt Klassen-sprecher werden wollen.

Carlos trat zu uns. »Alles okay?«

Er hatte sich aus dem Zwist bisher herausgehalten. Ich kannte niemanden, mit dem er jemals aneinandergeraten war, und habe das immer schon abwechselnd für eine Tugend oder einen Makel gehalten, je nachdem, ob ich gerade einen philosophischen oder einen adrenalingetränkten Tag hatte.

»Er nimmt an, dass die Tote vergiftet wurde«, sagte die Notärztin und deutete mit der Kaffeetasse auf mich.

»Das habe ich schon mitbekommen«, erwiderte Carlos ruhig.

»Damit Sie mich richtig verstehen, Inspektor. Gift ist eine Möglichkeit. Aber selbst wenn es Atemlähmung war, was noch nicht feststeht, kann das ebenso innere Ursachen haben. Beispielsweise gibt es neurologische Erkrankungen, die ...«

»Das war keine neurologische Erkrankung«, warf ich dazwischen, »sondern Tetrodotoxin.«

»Jetzt weiß er sogar schon, welches Gift es war!«, rief die Ärztin so laut, dass einige Gäste aufstöhnten. Das böse G-Wort verbreitete sich wie ein Lauffeuer in der Menge. Ihr Fehler machte sie nur noch gereizter, und sie wandte sich in scharfem, aber gedämpftem Tonfall an Carlos: »Es ist unprofessionell, reißerisch und absolut unmöglich, dass dieser Mann noch vor der gerichtsmedizinischen Untersuchung weiß, was die vermeintliche Atemlähmung verursacht hat, geschweige denn, welches Gift es war.«

Carlos warf mir einen nachdenklichen Blick zu. Seine Blicke sind fast immer nachdenklich. Er sieht selbst Hunde so an, Wasserflaschen, das Meer ...

»Ich vertraue ihm«, sagte er schließlich.

»Danke, Carlos. Señora Federl hat kurz vor ihrem Zusammenbruch ein Glas Champagner angeboten bekommen, von jemandem vom Personal. Aber sie könnte sich vorher auch etwas vom Ausschank geholt haben, das sie sofort getrunken hat. Die Kellner erinnern sich nicht. Keine Überraschung bei knapp sechzig Gästen. Es gibt Wasser, Säfte, Kaffee, Tee ...«

Carlos beschwichtigte mich mit einer Geste. »Danke, Flaco, ich lasse das alles untersuchen. Was ich nicht verstehe: Wieso bist du dir bei dem Gift so sicher? Tetrodotoxin bekommt man nicht in der Apotheke. Noch nicht mal auf dem hiesigen Schwarzmarkt. Außerdem ist es nahezu farb- und geschmacklos.«

»Und völlig geruchslos«, fügte die Ärztin hinzu, wobei sie die Arme vor der Brust verschränkte.

Ich sah abwechselnd von ihm zu ihr. »Ich habe einen Vorteil, den du nicht hast, Carlos, und Sie, Frau Doktor, auch nicht.«

Ihre Lippen verhärteten sich. »Da bin ich aber mal gespannt.«

Tetrodotoxin ist das Gift des japanischen Kugelfischs. Auch einige Molche, Frösche, Würmer und Seesterne tragen diese Substanz in sich, aber die Gefahr, einen giftigen Wurm zu verspeisen, ist für Spanier eher gering. Die Japaner, seit jeher mit einem gewissen Hang zum Harakiri ausgestattet, schätzen hingegen einen Hauch von Tod auf ihrem Teller. Bei sachgemäßer Zubereitung, die ohne den kleinsten Fehler verlaufen muss, ist roher, in zarte Scheiben geschnittener Fugu eine Delikatesse. Wird jedoch das Fleisch nicht penibel von der Haut und den Innereien getrennt, löst das Nervengift innerhalb von Minuten bis zu einer Stunde eine Atemlähmung aus. Die Überlebensrate bei Aufnahme einer hohen Dosis, also einem Milligramm oder mehr, war gering. Ein Gegenmittel gibt es nicht. Liegt die Dosis weit darunter, verursacht das Tetrodotoxin lediglich ein Kribbeln im Mund und – so verrückt das klingt – in den Geschlechtsorganen.

Ich leckte mir über die Lippen, um ganz sicherzugehen, und dann passierte etwas, womit ich nie gerechnet hätte: Ich begriff, warum die Japaner rohen Fisch aßen.

Ich sagte: »Ich habe eine mehr als dreiminütige Mund-zu-Mund-Beatmung bei dem Opfer durchgeführt.«

4

Der Tod tanzte noch eine ganze Weile auf meiner Zunge. Das Kribbeln war aufregend, fast schon erotisch, wie der Blick einer schwarzen Witwe am Hochzeitstag. Die Dosis, die ich über Constanza Federls Lippen und Schleimhäute abbekommen hatte, war gerade stark genug, um mir jeden einzelnen Teil meines Körpers bewusst zu machen. Oder vielmehr alle Teile auf einmal, vom kleinen Zeh über die Speiseröhre bis zum Großhirn, nicht zu vergessen den gesamten Mittelbau. Es war ein bisschen obszön. Eine von diesen berühmt-berüchtigten Erfahrungen, die man erst mit ein wenig Abstand genießen kann.

Die Notärztin wurde von jetzt auf gleich ganz flattrig und fürsorglich, doch abgesehen von dem nicht existenten Gegenmittel war seit dem Zusammenbruch der Schweizerin fast eine Stunde vergangen. Letztendlich fühlte ich mich wohl nicht anders als ein Japaner nach einer Fugu-Sushi-Party. Ich weiß nicht, ob die sich danach erotische Filme ansehen, ich für meinen Teil verspürte den Drang dazu. Dennoch entschied ich mich, meine Hibbeligkeit in eine produktivere Richtung zu lenken, und bedrängte Carlos, bei den Verhören dabei sein zu dürfen.

»Welche Verhöre?«

»Zum Beispiel das von Héctor López, der die Tote heute Abend begleitet hat.«

»Jetzt beruhige dich mal. Meine Kollegen nehmen die Aussagen und Personalien der Gäste auf, mehr können wir fürs Erste nicht tun. Im Moment scheint es so, dass niemandem etwas Ungewöhnliches aufgefallen ist.«

»Untersucht bitte die Glasscherben auf Hinweise, ob sie klebrig sind, denn das würde bedeuten ...«

Carlos verdrehte die Augen. »... dass es ein gezielter Mordanschlag war. Wir sind ja nicht blöd, Flaco. Natürlich sind die Scherben klebrig, immerhin haben sie in Schaumwein gebadet. Lass uns einfach unsere Arbeit machen und versuch dich mal ein bisschen zurückzuhalten.«

»Die Señora ist in meinem Verantwortungsbereich gestorben, und ich nehme meinen Job sehr ernst.«

»Lass dich von der Notärztin durchchecken, Kumpel. Morgen treffen wir uns hier wieder und sehen weiter. Bis dahin hat die Wirkung des Fugu-Gifts nachgelassen, und wir können vernünftig miteinander reden.« Er lächelte mich ironisch an und fügte hinzu: »So vernünftig, wie das mit dir eben möglich ist. Gute Nacht.«

Von wegen Gute Nacht.

Ich lag in Zimmer 206 in einem Sechstausend-Euro-Kingsize-Bett, auf dem man hätte Badminton spielen können, und tat kein Auge zu. Die Notärztin hatte mich untersucht und außer einem leicht erhöhten Puls, was angesichts der Turbulenzen des Abends normal war, nichts festgestellt. Um mich war ich auch gar nicht besorgt. Nicht mehr. Aber ich bekam Constanza Federls Blick nicht aus dem Kopf. Immerzu starrte sie mich an, fragend, bohrend, sterbend. Dieser Moment würde mich verfolgen. Vielleicht nicht für immer, aber eine ganze Weile lang, und ich war ihr die Antwort schuldig geblieben.

Ich kenne mich ganz gut. Es gibt nicht viele Dinge, die das Potenzial haben, mich seelisch zu schleifen. Eine miese Saison von Unión Deportivo Las Palmas stecke ich nach einigen deftigen Flüchen gut weg, bei Liebesleid wirken die Drinks meines Freundes Chili, dem eine Bar gehört, wahre Wunder, und wenn mein Hund Vagabundo unter Appetitlosigkeit leidet, kaufe ich

ihm ein teures Steak. Damit ist meine überschaubare Welt des Kummers auch schon erschöpfend beschrieben. Das hatte ich zumindest bis vor ein paar Stunden geglaubt. Aber in dieser Nacht spürte ich, wie ich stinksauer wurde. Es war wie Sodbrennen, das nicht mehr weggeht. Stinksauer auf den Mörder.

Und das war noch nicht alles. Bis vor vier Jahren war ich Kriminalpolizist gewesen, und ich war es ursprünglich einmal geworden, weil mir das Schnüffeln, Nachforschen und Rächen im Blut liegen. Nicht im Blut meiner Vorfahren, von denen war keiner je einer solchen Beschäftigung nachgegangen. Ich jedoch erinnere mich an keinen Tag meines Lebens, an dem ich nicht die Herausforderung gesucht habe.

Meine Vergangenheit im Morddezernat, die Tote unter meinen Händen, das Rätsel und das, was man heutzutage Challenge nennt, genügten mir, um die Warnung von Carlos in den Wind zu schlagen.

Um zwei Uhr nachts knipste ich wieder mal das Licht aus, nicht etwa um einen weiteren Versuch zu unternehmen, einzuschlafen, sondern weil ich im Dunkeln besser nachdenken kann. Fakt war doch: Es gab drei mögliche Grundannahmen, was das Opfer anging. Entweder war Constanza Federl absichtlich getötet worden, dann hätte der Mörder dafür sorgen müssen, dass sie das präparierte Champagnerglas und kein anderes bekam. Das hieße, jemand hatte es ihr quasi in die Hand gedrückt, doch das war gar nicht so einfach. Die Servicekräfte boten bei Stehpartys ihre Tablett mit den gefüllten Gläsern nur dar, und die Gäste nahmen sich die Getränke selbst. Eine Begleitperson hätte ihr das Gift nachträglich ins Glas träufeln können – doch unbemerkt direkt vor ihren Augen, wie sollte das gehen? Oder, zweite Möglichkeit, Señora Federl war versehentlich getötet worden, und das Gift war für jemand anderen bestimmt. In diesem Fall wäre bald mit einem zweiten Anschlag zu rechnen, sofern es dem Täter ernst war. Und schließlich, dritte Variante, bestand die Mög-

lichkeit, dass es dem Mörder gar nicht darauf ankam, wer starb, sondern nur, dass irgendjemand starb und es rein zufällig die Patientochter der Gastgeberin getroffen hatte. Ein solcher Anschlag hätte ein völlig anderes Ziel, etwa den Ruf des Hotels oder den von Doña Esmeralda zu schädigen. Das musste dann schon ein sehr tief sitzender, zerstörerischer Hass sein, wenn man dabei buchstäblich über Leichen ging, noch dazu unschuldige. Auch in diesem Fall wäre mit einer zweiten Tat zu rechnen.

Wie auch immer. Um die Tat ausführen zu können, musste der Mörder zur Tatzeit vor Ort gewesen sein. Der Champagner war nämlich erst unmittelbar vor Eintreffen der ersten Gäste geöffnet und eingeschenkt worden. Dabei verstand es sich von selbst, dass der Mörder darauf achten musste, nicht selbst zum Opfer seines Anschlags zu werden. Das ging am besten, indem er auf den Champagner verzichtete.

Fotos, dachte ich. Der Hotelfotograf hatte im Verlauf des Abends jede Menge Fotos gemacht. Natürlich würde Carlos früher oder später denselben Gedanken haben und sich das Bildmaterial sichern, sofern er es nicht längst getan hatte. Aber im digitalen Zeitalter ... Gleich am nächsten Morgen wollte ich prüfen, wer von den Gästen Orangensaft oder Wasser statt Champagner getrunken hatte. Es kommt nicht oft vor, dass Enthaltbarkeit etwas Anrühiges an sich hat, sonst ist es ja eher umgekehrt, aber dieser Mord wies ohnehin eine gute Portion Verrücktheit auf, vielleicht sogar Wahnsinn. Das spürte ich mit jeder Faser.

Um vier Uhr morgens war ich mit der ersten Ausbeute meiner gedanklichen Tüfteleien recht zufrieden. Sie hätte besser sein können, aber das Kribbeln in meinem Körper ließ nur allmählich nach und störte meine Konzentration mehr, als mir lieb war. Nur so war auch zu erklären, wieso ich fast den *privado* vergessen hätte. Héctor López, falls das überhaupt sein richtiger Name war. Ich hatte ihm gesagt, er solle später zu mir kommen. Nun ja, später, das war vorüber. Offenbar war er mir entschlüpft.

Da ich beschlossen hatte, diesen Mord nicht einfach meinen früheren Kollegen von der Nationalpolizei zu überlassen, sondern selbst tätig zu werden, fand ich trotz allem endlich in den Schlaf.

Um acht Uhr klopfte ich höchstselbst an die Tür der Suite meiner Chefin, ein Frühstückstablett in Händen.

5

Wenn sie auf Fuerteventura weilte, bewohnte Doña Esmeralda eine von drei Suiten in der obersten, der vierten Etage des Siete Cielos. Die zweite war derzeit von dem abgehalfterten Schnulzen-sänger belegt, die dritte von Seiner Exzellenz Cedric Ngaba, dem Konsul eines afrikanischen Staates, der sich zwar Republik nannte, jedoch von Militärs regiert wurde. Sie hatten einen der Ihren dazu auserwählt, sich Anzug und Krawatte anzuziehen und ein Schild mit dem Aufdruck »Präsident« auf den Schreibtisch zu stellen. Bei Ngaba handelte es sich um die Rettungsboje mit den drei Frauen, der mir am Vorabend auf der Party aufgefallen war.

Ich durchschritt den gut zwölf Meter langen Salon meiner Chefin – sie hat in jedem ihrer sieben Hotels eine Suite zur eigenen Verfügung – und zog die Vorhänge zurück.

Der Blick auf den Golf von Jandía war atemberaubend, selbst für mich, dem die Kanarischen Inseln im Blut liegen: diese Weite, diese Leuchtkraft, diese bizarr geformten Sandbänke, die wie arabische Schriftzeichen die Küste umschmeicheln. Wie erwartet zog eine Calima am östlichen Horizont auf, ein zartgelber Schleier aus feinstem Sandstaub, heiß und trocken. Ein Wind, den man mit ausgebreiteten Armen und geschlossenem Mund begrüßt, von dem man sich eine Minute lang – keine Sekunde länger! – umschmeicheln lässt wie von einer zarten Hand, um sich dann schnellstens ins Haus zurückzuziehen. Idealerweise in ein klimatisiertes Haus. Wenn die Calima erst richtig loslegt, dann ist jeder Spaziergang, als würde einem der Friseur unentwegt den Fön ins Gesicht halten.

Doch noch war es schön anzusehen, wie sich der Dunst langsam, beinahe dösig auf den Golf legte. Der ewig lange buttergelbe Sandstrand erblasste, das leuchtende Türkis des Meeres verwandelte sich in ein beinahe unwirkliches Maya-Blau, die Konturen der benachbarten weiß gestrichenen Hotels, der Palmen, der Alleen, des Leuchtturms, der Dünen wurden weicher und weicher, lösten sich allmählich auf. Die Wärme, diese spezielle Calima-Wärme, war sogar durch die Glasscheibe zu spüren.

Ich ging zur gegenüberliegenden Seite des Raumes und zog dort ebenfalls die Vorhänge auf. Wie erwartet bot sich mir ein ganz anderes Bild: eine sandige, karge, karstige Ebene, eine Mondlandschaft auf Erden, ein Felsen hier, ein flacher Hügel dort, geschliffen in Millionen von Jahren. Und doch, auf ihre ganz eigene Weise war die Aussicht auf das Innere der Insel nicht weniger imposant als die gen Osten in Richtung Meer.

Jede der Kanarischen Inseln hat – in meinen Augen – eine Eigenart, einen Charakter oder, romantischer ausgedrückt, einen Zauber, etwas, das eine Seele einfangen kann. El Hierro ist geprägt von diesen fantastischen Klippen mit Abertausenden brütenden Seevögeln. Auf La Gomera sind es die Lorbeerwälder, die bei Nebel in eine mystische Stimmung getaucht sind. La Palma ist voll und ganz von der grandiosen Caldera geprägt, Teneriffa vom ehrfurchtgebietenden Vulkan, dem Teide. Gran Canaria hat diese gewaltige Gebirgskulisse, Lanzarote das Gold der Strände und das Kupferrot der Feuerberge.

Fuerteventura hat die Stille und das Licht. Beides entsteht im Zusammenspiel der Vulkane und Wüsten, der Leere und Weite, der Reflexionen von Sand und Lava. Fuerteventura flimmert und changiert immerzu. Eben noch ist die Landschaft braun und dunkel, plötzlich ist sie fahl und weiß. Alles fließt ineinander, legt sich aufeinander, vermischt sich und wird vom bisweilen peitschenden Wind wieder getrennt, bevor es sich erneut vereint.

Und Fuerteventura wispert. Es spricht durch seinen Sand und seinen beständigen Wind.

Mittendrin steht das Siete Cielos, das Hotel der sieben Himmel, mit seinem prallen Leben, den unzähligen Königs- und Dattelpalmen, den roten, orange- und pinkfarbenen Bougainvilleen, den Hibiskushecken, Schmetterlingen und Singvögeln, den sprudelnden Brunnen und Jacuzzis, den livrierten Kellnern, den Pools und den im Wind wogenden Sonnenschirmen.

Ich riss mich von dem Anblick los und wandte mich um. Der Salon war ganz im esmeraldinischen Stil eingerichtet: heller, weißer Teppichboden, die Möbel weiß, die Tapete jadefarben, ein paar goldfarbene Accessoires und mittendrin eine Sofalandschaft mit derart aufgeplusterten Kissen, dass meine Arme nicht gereicht hätten, um sie zu umfassen.

Ich klopfte abermals, diesmal an die Schlafzimmertür.

»Ja bitte?«

Meine Chefin saß halb aufrecht im Bett in einem pompösen Nachtgewand mit fedrigen Puffs, wie die Hollywoodstars in alten Filmen.

»Guten Morgen, Doña. Ich bringe Ihnen das Frühstück.«

Ich klappte die Beine des Tablett aus und stellte es vor sie auf die Bettdecke. Warmer Toast, bestrichen mit Olivenöl, geriebene Tomate mit einem Hauch Knoblauch, Iberico-Schinken, ferner zwei Magdalenas mit flüssigem Schokoladenkern und natürlich eine Kanne starken Kaffee.

Zufrieden faltete sie die Hände. »Nicht mal die Blume haben Sie vergessen. Eine weiße Rose, meine absolute Favoritin. Wenn Sie mir das Frühstück bringen, dann wollen Sie doch etwas von mir, nicht wahr? Streiten Sie es nicht ab. Sie sind leicht zu durchschauen, Flaco.«

»Ich habe nie behauptet, komplex zu sein. Nur schwierig.«

»Sie wollen von mir die Erlaubnis, um im Todesfall meiner lieben Constanza zu ermitteln. Oh Flaco, glauben Sie mir, ich habe

die vergangene Nacht kaum geschlafen. Nun ja, zum Teil lag das an dem Rabauken im Nebenzimmer.«

Sie machte eine verächtliche Handbewegung zu der Wand am Kopfende ihres Bettes, hinter der sich die Suite des Popsängers befand.

»Laute Musik?«

»Schlimmer, er hat selbst gesungen. Ein erbärmliches Geräusch, und die drei beim Zimmerservice geordneten Flaschen Champagner haben die Sache nicht besser gemacht. Geben Sie mir ja acht, dass er die bezahlt. Er ist zwar auf meine Einladung hier, aber so haben wir nicht gewettet.«

»Wir wollten eigentlich über Ihre Patentochter sprechen.«

»Constanza, ja richtig.« Sie biss ein großes Stück Toast ab und schickte eine Scheibe Schinken hinterher. »Was für eine Tragödie. Und dann auch noch direkt vor meinen Augen. Wenn Sie glauben, etwas zur Aufklärung dieses gemeinen Verbrechens beitragen zu können, soll es mir recht sein. Nehmen Sie sich die Zeit, die Sie brauchen.«

»Sie gestatten es mir?«

»Sicher, warum nicht?«

»Weil Sie sonst alles, worum ich Sie bitte, grundsätzlich einmal ablehnen, bevor Sie es mir gewähren.«

Sie verzog das Gesicht wie zu Orangensaft mit Stich. »Es ist wegen Tadeo.«

Ich verstand sofort. Doña Esmeraldas Großneffe und dessen Schwester, beide achtzehn Jahre alt, hatte ich am Vortag persönlich kennengelernt. Die beiden arbeiteten seit einigen Monaten im Siete Cielos Fuerteventura, und zwar als ganz normale Auszubildende. Ihre Personalakten waren damals bei der Einstellung über meinen Tisch gewandert, aber ich hatte sie nur überflogen, da sie enge Verwandte meiner Chefin waren. Zurzeit arbeitete Tadeo im Service und war auf der Feier als Kellner im Einsatz gewesen.

»Sie machen sich Sorgen, dass Tadeo in Verdacht gerät, Doña?«

»Natürlich hat er rein gar nichts damit zu tun. Aber man könnte auf den Gedanken kommen.«

»Wieso?«

»Nun denn, er ist das Kind seiner Eltern.«

»Jedes Känguru ist das auch.«

»Damit meine ich, dass ich keine regulären Erben mehr habe, nun, da mein Sohn tot ist.«

Ratter, ratter, ratter.

Ich verschränkte die Arme vor der Brust. »Sie glauben, Sie selbst hätten das Opfer des gestrigen Anschlags werden sollen?«

»Ich war nicht ganz ehrlich zu Ihnen, Flaco. Constanza und ich haben uns gestern Abend auf der Feier kurz begrüßt und ein paar Höflichkeitsfloskeln ausgetauscht, wie schön es ist, dass wir uns wiedersehen und so weiter. Da kam ein Kellner mit einem Tablett Champagner vorbei, und sie griff sich ein Glas. Also nahm auch ich mir eines, wir stießen an und sie ... sie hat ihres in einem Zug ausgetrunken. Danach wurde ich von anderen Gästen abgelenkt.«

»Champagner vom selben Tablett. Warum haben Sie mir das bisher verschwiegen?«

»Weil ... Na ja, ich kann mich nicht mehr erinnern, welcher von den beiden Kellnern das Tablett brachte, da ich voll und ganz auf Constanza konzentriert war. Sollte Tadeo das Glas serviert haben, das zu ihrem Tod führte ... Das bringt ihn eventuell in Verdacht, und Sie wissen ja selbst, er ist ein bisschen ... störrisch.«

Ich war dem jungen Mann nur kurz begegnet, als die Doña uns vorgestellt hatte, aber die halbe Minute hatte gereicht, um zu verstehen, was sie meinte. Störrisch traf es ganz gut, was die Beschreibung seiner Mimik und Körpersprache betraf. Nahm man seine verbale Kommunikation hinzu, durfte man ihn höflich als ungeschliffen bezeichnen. Ich bevorzugte flegelhaft.

Sie aß von dem Schinken. »Sein Vater Hugo ist ein Gockel von einem Mann, und seine gierige Frau Rosalia ist die Reinkarnation von Lady Macbeth. Deswegen treffe ich die beiden so gut wie nie. Außer gestern. Sie waren auch auf der Party, haben Sie sie gesehen? Mein Neffe hat einen schrecklichen Schnauzbart, mit dem er aussieht wie ein Walross.«

Ich seufzte. Nachdem ich nun ein knappes Jahr für Doña Esmeralda arbeitete, wagte ich das vorläufige Resümee zu ziehen, dass es sich bei ihrer noblen Familie, von einigen Ausnahmen abgesehen, um einen Sauhaufen handelte, in dem keiner den anderen mochte.

»Damit Sie mich nicht missverstehen, Flaco. Ich glaube nicht, dass Tadeo so etwas Schreckliches tun könnte. Aber diese Schlussfolgerung liegt nicht gerade am Ende der Welt begraben, wenn Sie verstehen, was ich meine. Er und seine Schwester sind quasi meine letzten jungen Verwandten. Dieser Inspektor könnte unter bestimmten Umständen, falls er nicht schnell genug Ergebnisse zu liefern vermag ...«

»Verstehe.«

»Davon abgesehen, wären Sie bitte so freundlich und hätten insgesamt ein Auge auf Tadeo? Er ist so launisch und wankelmütig.«

»Ich tue mein Möglichstes«, sagte ich und machte einen Schritt auf den Ohrensessel neben dem Bett zu. »Darf ich mich setzen?«

»Wozu?«

»Um mit der Ermittlungsarbeit an Ort und Stelle zu beginnen.«

»Jetzt gleich, während meines Frühstücks? Sind Sie immer so ungeduldig?«

»Nur wenn es mir nicht schnell genug geht. Und wenn ich nachlade.«

»Meinetwegen, dann setzen Sie sich. Wie ich Sie kenne, haben Sie bereits ein Arsenal von nervtötenden Fragen angehäuft. Mir graut jetzt schon davor.«

Ich schmunzelte. »Halb so wild. Ohne die wäre mein Leben eintönig.«

»Fangen Sie aber bitte mit etwas Leichtem an, seien Sie so gut.«

Ich sah zu, wie sie mit dem Löffel ein Stück Magdalena in den Kaffee tunkte und aufaß. Besonders mitgenommen wirkte sie nicht, aber so war sie nun mal erzogen worden: bloß keine Gefühle zeigen. Inzwischen kannte ich sie ein bisschen besser und verstand, dass sie selbst harte Schicksalsschläge gut abzufedern vermochte, was jedoch nicht hieß, dass sie den jeweiligen Schlag nicht spürte.

»Erzählen Sie mir mehr von Constanza. Sie haben mir gestern gesagt, ihre Patentochter sei mit einem Schweizer verheiratet. Wo befindet sich ihr Mann gerade?«

»Auf dem Genfer Zentralfriedhof. Oder ist es der Züricher? Er ist schon vor einigen Jahren gestorben, zehn vielleicht, er war deutlich älter als sie. Ich war auf seiner Beerdigung in ... nun ja, dort.«

»Hatte sie Geld?«

»Natürlich, was denken Sie denn! Alle aus Constanzas Stall haben Geld oder kommen zu Vermögen. Das ist bei uns so, unter einer Handvoll Millionen machen wir es nicht. Ihr Mann ist reich geworden mit ... Waren es Küchenmesser? Gartengeräte? Oder Gartenmöbel?«

»Nicht so wichtig. Mit irgendwas wird man in der Schweiz ja immer reich, nicht wahr? Hat sie Kinder?«

Doña Esmeralda zerteilte die zweite Magdalena und tunkte die Stücke einzeln in die Kaffeetasse. »Eine Tochter, aber ich weiß praktisch nichts über sie, nicht mal ihren Vornamen. Sicher hat Constanza ihn irgendwann einmal erwähnt, doch sie hat so gut wie nie von ihr gesprochen. Das letzte Mal habe ich von ihr gehört, als sie ihren Abschluss in Cambridge gemacht hat. Oder war es Oxford? Das mag jetzt ein Jahr her sein. Irgendwo habe ich ein Foto von ihr. Herrje, das arme Ding! Vielleicht sollte

ich sie anrufen, was meinen Sie? Die Vorstellung, dass irgendein gleichmütiger Bürokrat ihr die Todesnachricht überbringt, erscheint mir grauenvoll.«

»Ja, und ich würde gerne mithören.«

»Sie sind morbide, Flaco.«

Sie verzog leicht den Mund und trank anschließend eine Tasse Kaffee auf ex. Daran merkte ich, wie angespannt sie war. Die Situation machte ihr zu schaffen, und sei es nur, weil sie sich fragte, ob ihre Patentochter noch leben würde, wenn sie sie nicht zu der Party eingeladen hätte.

»Doña, Sie haben gestern erwähnt, dass Constanza an Sie herantreten sei, um zu dem Fest kommen zu dürfen.«

»Das stimmt, und ich habe mich ein wenig darüber gewundert. Constanza war sehr lebhaft, immerzu in Feierlaune und hat es gerne mal übertrieben. Seien wir mal ehrlich, Flaco, meine Partys gelten nicht gerade als abgefahren.«

Ich hätte beinahe laut losgeprustet, konnte mich aber gerade noch beherrschen. Nicht besonders abgefahren – auf der Jahresversammlung des Verbandes der Steuerberater war mehr los. Im Grunde lag es an der Auswahl der Gäste. Die meisten Leute, die Doña Esmeralda kannte, waren ebenso langweilig wie sie. Ich sage das ganz wertfrei. Langweilige Leute haben schließlich auch ihre Vorzüge. Sie schmutzen nicht, das Porzellan bleibt intakt, sie trinken kaum etwas und wissen, wann es Zeit ist, zu gehen.

»Deswegen habe ich ja diesen Krächzvogel engagiert. Er sollte die Stimmung ankurbeln.«

»Ach, Doña. Das Einzige, was der noch ankurbelt, sind die Umsätze der Drogendealer. Aber ich will auf etwas ganz anderes hinaus. Sie haben also keine Ahnung, warum Constanza sich die Party gestern nicht entgehen lassen wollte?«

»Nein. Ich bin davon ausgegangen, dass sie mich mal wieder sehen wollte. Aber das wäre natürlich jederzeit möglich gewesen.«